

Autorin: Renate Fischer



Die psychiatrische Waldstation als konkrete Utopie

Zusammenfassung Renate Fischer arbeitet als freiberufliche gesetzliche Betreuerin im Rheinland. Sie beschreibt, dass für ihre Klienten Haustiere Segen und Fluch gleichzeitig sein können. Als Freundin aller Tiere schildert sie, worin der Trost der Tiere für sie selbst besteht, und dass jenseits der üblichen Haustiere eine Begegnung mit frei lebenden Tieren eine sehr heilsame Sache sein kann.

Die Bedeutung von Haustieren für Menschen mit einer psychischen Erkrankung zu beschreiben, fällt nicht schwer: Tiere ignorieren psychiatrische Diagnosen und nehmen die Betroffenen bedingungslos so an, wie sie sie vorfinden. Ein Hund sieht in seinem Besitzer nur positive Eigenschaften, niemand muss einen Hilfeplan schreiben, um ein weiches Fell zu kraulen, das Tier schaut erwartungsvoll zu seinem »Herrchen« auf und ermahnt weder zur Tabletteneinnahme noch zum Hausputz.

Ein Haustier ist immer da, es schenkt dem Mensch seine Zuneigung und Aufmerksamkeit, man kann es lieben, ohne dass es große Ansprüche stellt. Die meisten Haustiere lassen Körperkontakt zu, viele können stundenlang gestreichelt und beschmust werden. Alles Dinge, die man mit einer psychischen Erkrankung bei seinen Mitmenschen nicht oft findet.

Ein Haustier ist oft auch ein Kommunikationsmittel, um mit anderen in Kontakt zu

kommen. Die Frage »Männchen oder Weibchen?« beim Hundespaziergang lenkt das Gespräch auf Themen, die nichts mit den eigenen Defiziten zu tun haben. Zudem hat das Tier häufig eine Tagesstruktur nötig, die auch dem Menschenalltag ein heilsames Gerüst gibt. Katzenklos müssen gereinigt, Futter gekauft und in den Napf getan werden, der Hund muss »Gassi« geführt, das Pflegepferd gebürstet und die Meerschweinchen unter dem Sofa hervorgeholt werden. Und nicht unwichtig, man kann Haustiere

herumkommandieren, man kann ihnen etwas verbieten und anderes erlauben, weil man der Überlegene ist. Auch dies ist eine Erfahrung, die jemand mit einem hohen Unterstützungsbedarf ansonsten selten macht.

All dies sind nachvollziehbare Gründe, warum viele meiner Klienten einen Hund, einen Hamster, mehrere Katzen, eine Pythonschlange, eine Mäusezucht (als Futter für die Schlange), Meerschweinchen, Papageien, Kaninchen, Bartagamen, Fische oder gleich einen halben Bauernhof haben. Als rechtliche Betreuerin unterstütze ich diesen Hang zum Kleinzoo aus mehreren Gründen nur sehr eingeschränkt.

Meine Skepsis beim Kleinzoo

Ein Haustier ist schnell angeschafft und dann, wenig überraschend, immer da. Alleine das ist oft schon ein Problem. Der schwer psychisch kranke Klient schafft es vielleicht gerade noch, morgens und mittags den Fressnapf zu füllen und den Hund kurz vor die Türe zu lassen. Dann verweigert er die Einnahme der Medikamente oder hat Stress mit der Freundin, dekompenziert und muss in die psychiatrische Klinik. Wie oft habe ich als rechtliche Betreuerin in dieser Situation das Problem, noch am gleichen Tag jemanden finden zu müssen, der einen Schäferhund oder fünf Meerschweinchen aufnimmt.

Auch die finanzielle Seite der therapeutisch so wertvollen Haustiere wird eher unterschätzt. Klienten, die mich beim Hausbesuch mit einem putzigen Welpen überraschen, rechnen mir gerne vor, dass das »so gut wie gar nichts kostet«. Die Leine hat man vom Vorbesitzer, der Napf hat nur einen Euro gekostet und das Futter bekommt man von der »Tier-Tafel«, super oder? Dann petzt die Nachbarin beim Hundesteueramt und wenige Tage später liegt eine Zahlungsaufforderung über 720 Euro pro Jahr im Briefkasten, weil Schnuckiputzi zur Hälfte ein Bullterrier ist. Dann muss das Tier geimpft werden, hat plötzlich Durchfall oder eine Allergie, beißt die Katze der Nachbarin oder kläfft die Abmahnung des Vermieters herbei. Suchen Sie mal eine neue Wohnung für einen psychisch behinderten Menschen mit Kampfhund – viel Erfolg.

Hilfebedürftige Menschen, die kaum zu einer rudimentären Selbstsorge in der Lage sind, sind nicht selten mit der artgerechten Versorgung von Haustieren überfordert. Ich

sehe in meinem Berufsalltag Welpen, die mit Pudding gefüttert werden, Hamster, die ständig in der Manteltasche getragen werden, bis sie sterben, Hunde, die auf dem Balkon ihr Geschäft verrichten müssen, verhaltensgestörte Papageien, völlig verfilzte Angorakatzen mit eitrigen Wunden und natürlich viel Ungeziefer wie Flöhe oder Würmer. Einige meiner Klienten sind noch nicht einmal in der Lage, den Weg bis zur Tierarztpraxis allein zu finden.

Interessanterweise haben Tierheime und Tierärzte ähnliche Schwierigkeiten wie ich. Sie können sich nicht nur um ihre eigentliche Klientel, die Tiere, kümmern, weil immer wieder verzweifelte, kranke und arme Menschen quasi an den Tierproblemen hängen. Erst letztens hat mir ein Tierarzt von den Dramen erzählt, die sich bei ihm in der Praxis abspielen. Hinter den eingewachsenen Krallen der alten Katze steht zum Beispiel das verwahrloste »Frauchen«, das sich und die Miese mit letzter Kraft ins Wartezimmer schleppt. Der Tierarzt ahnt, dass sie selbst wahrscheinlich mehr Hilfe braucht als ihre Katze.

Wenn Sie meine pessimistischen Ausführungen bis hierhin gelesen haben, werden Sie mich vielleicht für den großen Spaßverderber halten, den meine Klienten auch oft in mir sehen. Zu Unrecht. Ich freue mich, wenn im Pflegeheim ein Hund auf der Station lebt, dem die dementen Bewohner*innen liebevoll das Fell kraulen. Ich hänge der Frau, die die Wohnung nicht mehr verlassen kann, ein Vogelfutterhäuschen ans Fenster. Ich lobe den Suchtkranken, der seine letzten fünf Euro nicht für Alkohol ausgibt, sondern Hundefutter für seinen Terrier kauft. Ich sehe die geistig behinderte Frau, die im Alltag nie so selbstbewusst und klar ist, wie in dem Moment, wenn sie ihr Pflegepferd aus dem Stall führt. Ich versuche nur, realistisch zu bleiben und das Wohl der Tiere nicht völlig aus den Augen zu verlieren – gerade weil ich selbst den Trost der Tiere sehr zu schätzen weiß.

Was mich selbst zu den Tieren hinzieht, und was letztlich auch ihre große Kraft als seelisches Heilmittel ausmacht, ist, dass sie völlig unabhängig von dem existieren, was einen »verrückt« macht. Die kleinen Meisen brüten in einer Höhle im alten Pflaumenbaum und haben nichts zu tun mit meinem Arbeitsalltag auf der Überholspur oder der Weltpolitik, die den Bach runtergeht. Jeder einzelne dieser Vögel ist perfekt und von einer unvergleichlichen Schönheit. Ich sehe

sie an ihrer Bruthöhle ein und aus fliegen, biete ihnen Futter an und erlebe es als absolutes Glück, wenn sie meine Erdnüsse annehmen. Oder der Dachsbau in der Eifel. Um den Wald herum gibt es lärmige Straßen, Bauernhöfe, die um ihre Existenz kämpfen, grauenhafte Neubauprojekte, Schützenfeste, die mir auf die Nerven gehen, und ich selbst schleppe auch einiges an Unruhe und Zwiespalt mit mir herum. Stehe ich aber im Halbdunkel vor dem Dachsbau, auch ohne eines der Tiere zu Gesicht zu bekommen, dann weiß ich trotzdem, dass sie da sind. Schlafend unter der Erde. Seit Generationen leben sie an dieser Stelle und kümmern sich um ihre eigenen Angelegenheiten. Das füllt mich mit einem Trost, der unvergleichlich tiefer ist als die Begegnung mit Menschen.

Chris Packham ist ein bekannter britischer Fernsehmoderator von Natursendungen, der an einer Autismus-Spektrum-Störung und Depressionen leidet. In seinem wunderbaren, autobiografischen Buch »Fingers in the Sparkle Jar« wird er von seiner Therapeutin gefragt, ob er denn nicht an seine Familie und Freunde gedacht habe, als er sich das Leben nehmen wollte. Er erwidert:

»Jeder sagt, Suizid sei egoistisch. Wie verdammt bescheuert. Egoismus würde doch nur zutreffen, wenn man sich der Auswirkung seines Tuns auf andere bewusst wäre. Aber da sind keine verdammten anderen, sie sind nicht da. Da ist nichts ... nur du und ein verdammtes, großes, hoffnungsloses Vakuum.«

Auf die Frage, warum er sich dann doch nicht umgebracht habe, sagt Packham: »Die Hunde.« Nachdem er während einer psychischen Krise seine Freunde und Verwandte nicht mehr wahrgenommen habe, seien die Hunde weiterhin in seinem Bewusstsein gewesen. »Ich konnte sie nicht verlassen. Sie liebten mich. Ich hasste die Vorstellung, ich hasste sie dafür, dass sie mich liebten. Ich habe mir so, so gewünscht, dass sie nicht da wären, so gewünscht ... Aber sie liebten mich, also konnte ich es nicht tun.« (Übersetzung von der Autorin)

Von Nature prescriptions und Waldstationen

Mit Chris Packham, der trotz seiner psychischen Erkrankung ein engagierter Naturschützer und Aktivist ist, plädiere ich dafür, alle Tiere als therapeutisch einsetzbar zu sehen. Es muss keine Delfintherapie in Flo-

rida sein, es kann ein Hund oder eine Katze aus dem Tierheim sein, aber auch andere tiergestützte Therapien sind erfolgreich. Ein psychiatrisches Krankenhaus baut im Rahmen der Arbeitstherapie ein Hühnerhaus, versorgt das Federvieh und verkauft die Eier. Ein Meisennistkasten mit einer Kamera, die die Entwicklung der Küken live auf einen Monitor überträgt, kann den Alltag einer geschlossenen Station um ein wichtiges Thema bereichern.

In Schottland kann ein Hausarzt sogenannte »nature prescriptions« ausstellen, eine ärztliche Verordnung zum Vogelbeobachten. Der Patient bekommt einen Kalender

und eine Liste mit Wanderungen, die der Vogelschutzbund erstellt hat. Bei Vorschulkindern hat sich das Projekt »Waldkindergarten« bewährt, die Kleinen halten sich dort bei Wind und Wetter im Freien auf und finden es großartig. Warum gibt es noch keine »psychiatrische Waldstation«? Das mit der offenen Unterbringung mal wörtlich nehmen, warum nicht?

Letztendlich geht es meines Erachtens um Naturerfahrung in Form einer demütigen Erkenntnis: Wenn der psychisch kranke Mensch sich darin erschöpft hat, mit viel Hilfe und Medikamenten seinen Platz im eng getakteten, reizüberfluteten Alltag zu

halten, dann kann er zur Erholung aus dem ganzen Zirkus heraustreten, mit nichts als einer regendichten Jacke und seinen eigenen zwei Füßen in den Wald gehen und dort herumstehen. Er wird eine Welt finden, die nichts von ihm erwartet, die unabhängig von ihm existiert und von wunderbaren Kreaturen bewohnt wird. Und er ist dort willkommen.

Die Autorin

Renate Fischer

ist Diplom-Sozialpädagogin und arbeitet als freiberufliche gesetzliche Betreuerin.